

Schreiben als Paradoxie

– Zum 80. Geburtstag Günter Kunerts. –

Er spielt mit dem Kürzel K., an Josef K. erinnernd, oder an Kleist oder Kafka, denen er verpflichtet ist.

Wie eine ganze Reihe gerühmter zeitgenössischer deutscher Autoren ist er im Krisenjahr 1929 geboren worden. Am Ende jener Jahre, die, zumindest im Nachhinein, als eine Goldene Ära der Kultur gelten. Die Austreibung aus dem Paradies fand bei ihm im frühen Babyalter statt. Sie begann mit dem schwarzen Donnerstag-Freitag im Oktober, dem so viele Katastrophen folgen sollten: Absturz in die Nazi-Barbarei. Bücherverbrennung, Kristallnacht. Weltkrieg und Schoa. Hekatomben von Menschenopfern, und am Ende Trümmerfelder. Auch in K.s Heimatstadt Berlin. Und in den Köpfen der Menschen.

K. hatte als „Mischling ersten Grades“ gegolten, mit einer jüdischen Mutter und einem nicht jüdischen, tapferen Vater, der sich gegen die Trennung von Frau und Sohn wehrte und damit zeitweilig Schutz bot gegen die drohende Deportation.

K.s Mutter war „unbeugbar von der Genialität des Nachkömmlings überzeugt“ und versorgte ihn reich mit Lektüre, auch von Autoren, die das Regime vertrieben und verboten hatte.

Daß er die Schule nur unregelmäßig besuchte, bewahrte ihn vor Indoktrination und Verbildung. Daß er als „wehrunwürdig“ eingestuft war, half ihm das Leben retten.

Er überlebte das „1000jährige Reich“ als ein viel wissender, freier Geist, immun gegen das Nazivirus, aber angesteckt von Erwartung auf eine neue Zeit, die ihn brauchte und die er mitgestalten würde.

Was Wunder, daß aus dem Exil heimkehrende Dichter wie Johannes R. Becher oder, wohl zu unterscheiden, Bertolt Brecht sich glücklich schätzen mußten, im Trümmerland solch einen jungen Dichter gleichsam entdecken und fördern zu können. Daß er ein Verfolgter gewesen war wie viele, die jetzt im Osten Deutschlands zu den Herrschenden zählten, bot ihm zusätzlich Hoffnung und Freiraum. Nach dem ersten Gedichtband erschien Buch um Buch, sein Talent entfaltete sich, und er galt als eine der wichtigsten Stimmen des Landes.

In den 80 Jahren seines bisherigen Curriculum hat er quasi im Eildurchlauf mehrere Gesellschaftsformationen durchlebt. Er sah den Zusammenbruch von Reichen, die für die Ewigkeit errichtet schienen. So wie die zahllosen Landsleute auch. Aber er hat, im Unterschied zu vielen, genau hingeschaut und gründlich nachgedacht.

Später wird K. schreiben:

Wir bewegen uns in einer schizophrenen Welt blutiger Widersprüche.

Als er zwanzig war, wurden die beiden Deutschländer gegründet und standen sich als verfeindete Zwillinge bedrohlich gegenüber. K. war um die dreißig, als die Teilung seiner Heimatstadt durch eine Mauer zementiert wurde. Er war fast vierzig, als in Prag die Hoffnungen auf einen „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ begraben wurden.

K. geriet zunehmend in Konflikte mit der Zensur und den herrschenden Funktionären. Er durchlebte einen langwierigen und tiefgreifenden Desillusionierungsprozeß.

1976 war K. an einer Erkennungsszene des Zeitstücks Deutsche Demokratische Republik als wichtiger Mitakteur beteiligt. Wolf Biermann, der scharfzüngigste Dichter der DDR und heftigste Kritiker der Mächtigen, war ausgebürgert worden. Ihn, den Sohn eines jüdischen

und kommunistischen Vaters, versuchte man loszuwerden, indem man eine berüchtigte Praxis der Nazis reaktivierte. Da wandten sich namhafte Autoren der DDR, unter ihnen K., an die Regierenden mit der Bitte, sie sollten ihre Entscheidung noch einmal überdenken. Die Petition wurde als Akt des Aufruhrs gewertet, sozusagen als Landesverrat. Das Regime zeigte vor den Landsleuten und vor der Welt ein weiteres Mal, wie es um die vielbeschworene „Einheit von Geist und Macht“ in Wahrheit bestellt war. Ein Exodus von Intellektuellen war die Folge.

K., als er fünfzig war, mußte das Land verlassen. Er und seine Frau Marianne ließen sich in Kaisborstel bei Itzehoe nieder. Hier konnte er sein Werk, so wie es angelegt und gewachsen war, weiterführen, unbehindert durch Zensur. Und er tat dies mit großer Konsequenz. Aus Wegschildern und so manchen plakativen Mauerinschriften von einst sind Menetekel geworden. Utopien entwickelten sich ihm von Zukunftsvisionen zu Alpträumen. Die Gedankenwege führten von den skeptisch ersehnten Paradiesen zu Apokalypsen hin. Über die Umbrüche des Jahres 1989 schrieb er:

Falls man gewillt ist, in den Kategorien von Sieg und Niederlage zu bleiben, würde ich sagen: Etwas Drittes hat gewonnen. Wir erleben mit dem Zusammenbruch feudal-sozialer Strukturen im Ostblock den Triumph der Megamaschine, die, als einzige, kein Vaterland kennt, keine nationalen Prioritäten, Vorurteile und Feindschaften, sondern einzig und ausschließlich Effizienz. Dieser Megamaschine ist der Sozialismus archaischer Prägung erlegen: sie ist der große globale Gleichmacher... Die totale Instrumentalisierung des Individuums ist das Ziel.

K. sprach von einem „Pyrrhussieg... der westlichen Industriegesellschaft, deren weltweiter Erfolg auch ihren eigenen Untergang einschließt...“

Einen berühmten Satz des Descartes abwandelnd, kann K. von sich sagen: Ich schreibe, also bin ich. Er entwickelte eine Schreibweise, in der er sein Ich zugleich als Medium der Welterkenntnis und als Gegenstand der Analyse nutzt, und dies auf eine unsentimentale und uneitle Art. So stellte er sich immer wieder infrage, um sich gleichsam neu zu erschaffen und neu zu definieren. Er versuchte, mittels Dialektik der Zeit und ihren Konflikten auf die Sprünge zu kommen. Das nannte er gelegentlich „Kontroverses Schreiben“ oder „Paradoxie als Prinzip“. Kontroverses Dichten nutzt den Widerspruch von Schein und Sein; bringt den angekündigten Gestus eines Textes mit seinem Gegenstand in Konflikt. Es ist geeignet, Schwächen in Stärken zu verwandeln: das flüchtige wird zum Dauerhaften, Notizen in Kreide sind nachhaltiger als in Granit gemeißelte Postulate. Der Mensch:

*Eingerichtet auf dem Gestirn
unseres Schmerzes
als Baracke. Aber fester als jede Festung
und dauernder. Ausgesetzt
den bittersten Wettern. Ewiges Provisorium
Ich.*

K.s Autobiographie (ebenso wie sein einzig erschienener Roman) schöpft aus der Schelmentradition und schildert seinen Helden überwiegend von außen. Wenn man mehr über ihn erfahren will, sollte man unbedingt die Gedichte, die Essays, die Notate und Aphorismen zu Rate ziehen. Die kritische Vivisektion seines Ichs ist dem Autor eine

unerschöpfliche Quelle von Erkenntnissen über das Wesen Mensch.

In einer Notiz skizziert er sein Œuvre solchermaßen:

Ein Gedicht entspringt ja nicht fertig dem Kopf und muß nur aufs Papier gebracht werden - es ergibt sich erst beim Schreiben, sozusagen: unter der Hand. Durch irgendeinen Umstand angeregt, kritzelt man ein paar Worte auf Papier, einen Satz, eine Zeile, bis sich um diesen Kern das Gedicht mehr und mehr auswächst. Ein beinahe natürlicher, naturhafter Vorgang. Ebenso ging es mir mit kleinen Prosastücken, an deren Beginn noch kein Einfall, keine Idee vorhanden war, nur ein flüchtiger Eindruck, aus dessen sprachlichem Niederschlag sacht der Text keimte. – Mit der Zeit wurden die kleinen Texte länger, wurden zu Geschichten, zu Essays, zu Artikeln, gar zu einem Roman, zu Drehbüchern und Hörspielen und zu einer Autobiographie. Alles nach dem antiken Motto: Kein Tag ohne Zeile. Bis zum Schlußpunkt.

Nicht blitzende Inspiration, kein Programm, das zur Äußerung drängt. Die alltägliche, genußvolle, aber auch harte, unermüdliche Arbeit erscheint hier, als habe er sie einfach nur geschehen lassen. (Er liebt die Untertreibung.)

Am Don Quijote des Cervantes entdeckte K. als eigene, eigenwillige Lesart, hier sei in großer Metaphorik der Mythos des Schriftstellers und sein notwendiges Scheitern Gestalt geworden. Aber K.s beständiges Weiterschreiben, als permanente Rebellion gegen die Verfestigung, widerspricht der Geste der Resignation.

Schreibend denkt er nicht zuvörderst an die Analogie mit der Nachtigall, die das Herz des Hörers erfreut und eine Botschaft übermittelt. Ihm fiel eine andere, große Metapher ein: die vom Schrei der Fledermaus, die an der Resonanz ihrer Töne die Wirklichkeit erkennt, und die in Gefahr gerät, wenn das Echo ausbleibt.

Argumente, die für den Nutzen von Literatur sprechen, streut K. häufig ein. Literatur gilt ihm als: Probebühne der Gesellschaft, Experimentierfeld, Lebenssimulation, luftiges Ausweichquartier, Gegenentwurf. Als Wahrheitsdroge. Als ein Mittel, das geistige Immunsystem zu stärken.

Wie allen festgefühten Theorien und Denksystemen tritt K. den überlieferten Axiomen und Algorithmen mit Skepsis entgegen. Selbst die eigenen, erprobten Schreibverfahren reizen ihn immer wieder zu erneutem Nachdenken und zum Widerspruch. Zu den erstaunlichen Besonderheiten dieses Dichters zählt es, wie er sein literarisches Schreiben mit kritischer Reflexion begleitet, ohne sich dadurch im Schreiben behindern zu lassen. Oft läßt er die Leser mitvollziehen, wie er seine Gedanken schreibend hervorruft und entwickelt. Ebenso wichtig, wie das Gesehene kundzutun, wird es ihm, seine Sehweisen zu vermitteln: „Erkenntnis des Erkenntnisprozesses“. Dringlicher, als die Leser mit immer neuen Selbstporträts zu versorgen, ähnlichen und unähnlichen, sei es, ihnen Mittel zur Selbsterkenntnis darzubieten. Auch der literarischen Sprache traut K. nachhaltige Wirkungen zu.

Sie ist Quell der Erneuerung, verweigert sich der Zweckdienerschaft. Sie bleibt unerläßlich für den Werdegang des Menschen, seine Persönlichkeitsbildung und die Entwicklung der Denkfähigkeit. K. spricht vom „Widerstand der literarischen Sprache gegen die Einvernahme der Gehirne durch öffentliche und offizielle Sprachregelungen“.

Neuerdings ist, im Zusammenhang mit Pisa und Bildung, oft von Lese- und Schreibkompetenz die Rede, als einer wichtigen Voraussetzung für Kreativität. Auch für Zukunftsfähigkeit. Daß ein dauerhafter Bildungsaufschwung nicht zu haben sein wird, wenn der Kulturbereich darbt, hat sich noch nicht überall herumgesprochen. Beste Förderung von Schreibkompetenz wäre es wohl, die „Rahmenbedingungen“ (welch ein Wort) für Literatur

zu bessern. Oder handelt man, ähnlich wie bei der Rechtschreibreform, über „Schreibkompetenz“ ohne die Kompetenz der Schreiber? Einstweilen halten Didaktiker ihre Referate über „Die Rolle von Genres und Modalitäten beim Erwerb von Textproduktionskompetenz“.

Seit seinem ersten Gedichtband im Jahre 1950 hat K. zahlreiche Bücher mit Gedichten, Prosa, Essays, dramatischen Texten vorgelegt. Für das Jahr seines 80. Geburtstages werden mindesten drei Kunert-Bände angekündigt. Einer mit neuen Gedichten. Einer mit Essays und Feuilletons, die sich den Kollegen der schreibenden Zunft zuwenden. Auch eine kleine Sammlung von Erinnerungstexten, die aus dem Big Book, seiner Riesen-Schublade voller Notate, geschöpft ist.

Viele Warnungen K.s, früher gern überhört oder bagatellisiert, sind inzwischen von der Wirklichkeit eingeholt, gar überholt worden. Was die Klimakatastrophe angeht, so ist wohl manchem, der über die „Kassandra von Kaisborstel“ scherzte, inzwischen das Lachen vergangen. Im Jahr seines 80. Geburtstages droht eine Weltwirtschaftskrise, von der immer häufiger gesagt wird, sie sei nur mit jener aus dem Jahre 1929 vergleichbar (welch sonderbare Ringkomposition der Geschichte und der Biographie). Symptome von Sozialabbau und weltweite Einschränkungen der Menschenrechte sind kaum noch zu verkennen. Juden in Deutschland brauchen immer häufiger Polizeischutz. Kultur als Synonym für lebenswertes Leben – letztlich das Ziel aller Arbeit und aller Politik –, ist im „Abschwung“, wo nicht im „Rückbau“ begriffen. Der Intellektuelle, so er noch vorkommt, ist auf der imaginären Roten Liste der bedrohten Arten vermerkt. K., über Intellektuelle spottend, darf als einer der letzten großen Vertreter und Wortführer dieser Spezies gelten. Die geistige Welt hat keinen Mittelpunkt, sondern viele. Aber einer von ihnen ist, seit ein paar Jahrzehnten und weiterhin, in Kaisborstel/Schleswig-Holstein gelegen.

Hubert Witt, Ostragehege, Heft 53, 2009